

(Nachdruck verboten.)

34]

## „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.

Von Karl Fischer.

Bolter hatte Dienst und mußte im Lazarett bleiben. Sämtliche Sanitätsunteroffiziere, außer Baumert, waren am Abend ausgegangen.

Die Befreiten hatten sich auf ihrer Stube zur gewohnten Abendunterhaltung bequem gemacht. Unteroffizier Baumert saß in seinem Verschlagn und murmelte seine Lektionen her. Bolter saß schweigend in einer Spindecke am Tisch und Bornemann am anderen Ende des Tisches. Einige hatten sich auf die Bettränder gesetzt, da die Betten in der Nähe des eingheizten Ofens standen. Der lange Bröhl, der Gärtner, hatte sich sogar auf seiner weißüberzogenen Koffhaarmatratze in voller Kleidung langgestreckt und versuchte zu schlafen oder zu träumen mit offenen Augen. Im Lazarett konnte das eher gemacht werden, als in der Kaserne. Die Unteroffiziere nahmen es nicht so genau und andere Revision kam selten.

Die Schüler wurden als Befreite viel fecker. Manche wußten im Lazarett schon besser Bescheid als der jüngste Unteroffizier. Auch den Kranken gegenüber wurde der Ton etwas freier.

Bornemann riskierte auch oft die Lippe den Lazarettinspektoren gegenüber. Besonders dem Neugekommenen, dem die Sorge für die Reinlichkeit anvertraut war und der die Ausgabe der Wäsche und Betten unter sich hatte. Als neuer Inspektor war er mit der bisherigen Handhabung seines Gebiets nicht zufrieden und wußte überall neue Anordnungen zu treffen. Das tat er in einer Weise, die gar nicht Bornemanns Beifall fand.

„Neue Besen kehren gut!“ pflegte dieser seinen Kameraden zu sagen. „Der will uns was beibringen! Daß wir ihm nur nichts beibringen! Er hat zwar eine ganz nette Tochter, aber deshalb bleibt er doch, der er ist. Der Kerl hat so graue stehende Augen hinter seinen Brillengläsern, daß ich ihn gar nicht ansehen kann.“

„Wißt ihr's schon? Des Inspektors Göhr steckt immer beim alten Oberinspektor. Zwischen den beiden Bureaukraten scheint dicke Freundschaft zu bestehen. Am letzten Sonntag waren sie auch zusammen ausgegangen. Der Alte mit seiner dicken Frau und der Brillenfriese mit seiner besseren Gältle und Tochter.“

„Wie alt schätzt Du das Mädchen, Bornemann?“ fragte Kunze.

„Das Pfengstückchen wird höchstens 15 oder 16 Jahre alt sein. Der Balg ist schon ziemlich stolz. Sie beachtet einen kaum, wenn man vorbeigeht. Ihr Vater war auch nichts weiter als ein gewöhnlicher Unteroffizier.“

Böhlde machte Bornemann eine Andeutung, daß Unteroffizier Baumert im Verschlagn wäre und alles hören konnte.

Gleichgültig winkte Bornemann mit der Hand, als ob er sagen wollte — ach, der kann alles hören, der sagt doch nichts dagegen.

„Habt ihr schon gehört?“ sagte Kunze, „daß wir jetzt einen Heilsarmeemenschen auf der äußeren Station haben?“

„Was ist denn das für ein Kerl?“ fragte Böhlde.

„Das ist ein ganz scheinheiliger Bruder! Stets hält er sich seine Taschenbibel vor die Nase, und dabei hatte er sich von der Mauer heruntergestürzt, bloß um sich dienstuntauglich zu machen.“

„Was fehlt ihm?“

„Er hat sich dabei die Wirbelsäule ein wenig gequetscht, daß ihm die Beine gelähmt wurden.“

„Wird er wieder gesund werden?“

„Der Arzt sagt es.“

„Da hat er seine Absicht doch nicht erreicht.“

„Aber er drückt sich nun wochenlang im Lazarett herum.“

„Und eine Heidenarbeit haben wir mit dem!“

„Weiß man bestimmt, daß er sich untauglich hat machen wollen?“

„Natürlich sagt er selbst das Gegenteil. Aber wer ein bißchen Menschenkenntnis hat, kann sich das an den fünf Fingern abzählen. Er behauptet, er wäre am Abend vor dem Reduit ausgerutscht und die hohe Mauer hinuntergefallen.“

„Und jetzt liest er die Bibel?“ befragte sich Bornemann.

„Hat es auch nötig!“ fiel Kunze ein.

„Denk doch nicht, daß der so fromm ist. Und wenn er das wirklich ist, ist er mehr dumm als fromm. Denn wer glaubt denn noch heutzutage an die Bibel?“

„Nun, ich denke, jeder Mensch sollte doch daran glauben!“

„Du bist wohl auch von der Heilsarmee?“ fragte ihn Bornemann in komischem Schred.

„Das nicht. Aber ich bin kein Koter wie Du und glaube, was mir in der Schule gelehrt worden ist.“

„Mensch, Kunze! Bist Du aber noch naiv! Man braucht deshalb doch kein Koter zu sein, um den ganzen Religionsunterricht für einen Mumpitz zu halten!“

„Da glaubst Du wohl nicht mal an Gott?“

„Natürlich nicht! Ich glaube, was ich sehe!“

„Das sind ja alles Redensarten! Du kannst doch nie beweisen, daß —“

„Na, kannst Du mir das Gegenteil beweisen? Böhlde, Kollege! Hast Du schon mal so einen frommen Heiland gesehen?“

„Daß ihn doch, Mensch,“ antwortete Böhlde, das gibt bloß noch Streit!“

„Warum denn? Das ist doch ganz interessant!“

„Na, Du wirst mir doch nicht beibringen wollen, daß es keinen Gott gibt!“ erwiderte sich Kunze weiter.

„Nun höre mal zu, Kunze, bist Du denn bisher ganz blind gewesen? Hast Du —“

„Ich bin gar nicht blind gewesen, ich weiß, daß es viele gottlose Menschen gibt. Deshalb glaube ich doch an meine Religion!“

„Aber Kunze,“ fing Bröhl an, der durch das Gespräch von seinem Bette aufgelockt worden war, „da mußt Du erst mal lesen und lernen — dann kannst Du mitreden!“

„Ich habe genug gelesen!“

„Ja, die Bibel oder das Gesangbuch. Es gibt aber noch mehr Bücher.“

„St ja alles Quatsch!“ mischte sich Sonapp hinein, der bis jetzt ruhig zugehört hatte. „Religion müssen wir haben! Kein Mensch wird bestreiten können, daß es ein höheres Wesen gibt.“

„Jetzt fängst Du auch noch an, Sonapp?“ lachte Bornemann. „Wie sie mit einemmal alle warm werden!“

Bröhl und Kunze disputierten weiter, ohne sich um die Einwürfe der anderen zu kümmern. Kunze blieb hartnäckig bei seiner Meinung, mochte Bröhl noch so viel von den Büchern reden, die er gelesen hatte.

Dieser Streit machte schon Bornemann ein Vergnügen.

Bolter saß immer noch wie unbeweglich in seiner Ecke, während die anderen sich um die zwei Disputierenden gefochert hatten. Seine Gedanken waren dem Gespräch gefolgt. Er dachte dabei an die stillen Nächte — vor Jahren — wo ihn ein wahrer Heißhunger erfaßt hatte, um seinen Wissensdrang zu befriedigen. Was waren das für Nächte voller Weiße und Andacht! Am Tage hatte er keine Zeit, mußte ins Geschäft, arbeiten — sich sein Brot verdienen. Mit welcher Gier schlürfte er da die neuen Lehren, die aus ihm einen anderen Menschen machten. Halb verzweifelt konnte er werden, wenn Stellen kamen, die sein Hirn noch nicht fassen konnten. Er ließ sich nicht eher Ruhe, bis er alles aufgenommen hatte. Sein Fremdwörterbuch lag ihm immer zum Nachschlagen bereit. Das hatte er sich zum Prinzip gemacht, keine unverständene Stelle zu übergehen. Er mußte verstehen! Es ging. Wie stolz und gehoben fühlte er sich nach einer neuen Erkenntnis. Was bis dahin ihm dunkel war, wurde ihm licht. Die angestrengte Mühe lohnte sich in überreichem Maße. Mit einer nie geahnten Sicherheit fühlte er sich zielbewußt. Dann kam sie — seine Greta! Wie schlug ihm das Herz vor Glück, das Resultat seines Fleißes mit ihr teilen zu können. Und dann jetzt die Militärzeit! Er lächelte bitter, wie er an die ersten Monate in der Kaserne dachte. Sein Freund war der einzige, mit

dem er sprechen konnte über sein Heiligstes. Im Besitze seines Freundes empfand er nicht die öde Leere seiner sonstigen Umgebung. Weiner hatte ihn ergänzt. Er führte ihn in Gebiete, von denen er nur ein dunkles Empfinden hatte, über die er nicht zu reden gewagt. Weiner hatte dem realen Boden näher gestanden. Er legte in ihm den Grund zur Anschauung des modernen Gesellschaftswesens. Den ganzen Haß eines Duldenden, den schneidenden Hohn eines Entbehrens, den Mut eines Märtyrers und die Hoffnung eines Fanatikers auf bessere Zukunft nahm Volter dabei in sich auf. Begeistert hatte er seinem Freunde zugehört. — Nun war alles aus. Ihm fehlte das, was er bei Weiner gefunden hatte. Jetzt, da Weiner nicht mehr lebte, fühlte er erst, daß er für ihn unentbehrlich war.

Sinnend sah er seinen streitenden Kameraden wieder zu. „Lacht mich in Rußel“ rief Kunze erheit. „Ich glaube, weil ich glauben will! Darin besteht ja gerade der rechte Glaube, zu glauben, ohne sehen zu wollen.“

„Das ist ein Idiot!“ brumnte Bröhl, der sich in ein richtiges Feuer gearbeitet hatte. Erschöpft setzte er sich an den Tisch neben Bornemann.

„Was hast Du denn für Bücher gelesen?“ fragte ihn dieser nach einer Pause.

„Ich habe zu Hause ein Buch. Da steht alles genau drin. Wie es heißt, weiß ich nicht. Daß der Mensch vom Affen abstammt — und alles.“

„Na, weißt Du, Bröhl, ich bin auch nicht fromm,“ sagte Böhliche, „aber daß der Mensch von den Affen abstammen soll, glaube ich denn doch nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Einbrecher.

Von Upton Sinclair.

Verechtigter Uebersetzung von Artur Vaar.

(Schluß.)

Helene: „Ich verstehe. Und dann?“

Jim: „Dann sah ich mich nach Arbeit um. Ich hatte die zwei Babys, wissen Sie, — und Gott allein weiß, wie ich diese Babys liebte. Ich sagte mir, ich will kämpfen und aushalten ihretwegen. Aber Mamie, unsere Kleine, war nie sehr kräftig gewesen. Wenn man arm ist, kann man nicht die beste Nahrung kaufen, wenn man auch weiß, was nötig wäre. Es ist nicht die richtige Milch, die hier in der Stadt für die Kinder verkauft wird. — Und das Baby starb — ich weiß selber nicht genau woran. Und da war nur noch eins übrig geblieben, — und ich zog täglich durch alle Straßen, um Arbeit zu suchen. Wie konnte ich für mein Kind sorgen, Madam? Wie konnte ich ihm helfen?“ (Seine Stimme bricht vor Bewegung.) „Ach, Madam, er war der reizendste kleine Bursche — mit Haar wie Gold. Und so wohl und kräftig.“

Helene (flüsternd): „Was geschah mit ihm?“

Jim: „Ein Straßenbahnwagen tötete ihn.“

Helene: „Oh!“

Jim: „Fuhr über seine Brust, Madam. Ich kam in der Nacht nach Hause und sie erzählten es mir, und ich verlor beinahe den Verstand. Können Sie sich denken, was es hieß, ihn zu sehen? — Die Augen hingen ihm aus dem Kopfe — und sein lieber, kleiner Körper war vollständig platt gedrückt —“

Helene (außer sich): „Ach, schonen Sie mich!“

Jim: „Ich sagte es Ihnen ja, es würde keine hübsche Geschichte werden. Denken Sie vielleicht, Sie würden nicht zu trinken anfangen, wenn Sie so etwas gesehen hätten? (Zurücksinkend:) Seitdem bin ich ein Vummier geworden. Ich suchte nach Arbeit, aber mir lag nicht viel daran. Nur manchmal habe ich gedacht, ich möchte diesen jungen Advolaten treffen.“

Helene (aufstehend): „Oh!“

Jim: „Ja, mit ihm fing alles an. Aber ich weiß nicht, sie haben mich nur betümpelt —. Mag sein, wie es will. Heute abend traf ich mit zwei Gaunern zusammen. Einer von ihnen war ein Einbrecher — ein Bursche, der über Balkons und Feuerleitern einsteigt. Und ich hörte ihn von einem guten Zuge erzählen, den er gemacht hatte und ich sagte mir: „Das ist was für mich, — ich will auch so'n Einbrecher werden.“ Und ich versuchte es, aber Sie sehen, ich machte meine Sache nicht gut. Ich glaube, daß ich zu nichts mehr taue.“

Austin (tritt links herein, den Revolver in der Hand; steht lauernd, unbeobachtet: „Glütiger Himmel!“

Helene: „Das können Sie nicht sagen, Sie haben vielleicht besseren Erfolg als Sie erwarten.“

Jim: „Nein, mir kann nichts mehr helfen. Ich bin nur noch für den Rehrichthausen gut.“

Helene (eifrig): „Warten Sie ab. Sie sind ein Mann. Ihnen kann noch geholfen werden.“

Austin (vornwärts kommend): „Was soll das bedeuten?“

Jim (fährt wild auf und greift nach seinem Revolver: „Ha!“

Austin (die Waffe erhebend): „Halten Sie die Hände hoch!“

Helene (stürzt vorwärts): „Nein, halt ein!“

Austin: „Was meinst Du?“

Helene: „Ich sage, halt ein! Ich versprach ihm seine Freiheit!“

Austin: „Meine Liebe“ —

Helene: „Gib mir die Waffe!“

Austin: „Warum?“

Helene: „Gib sie mir.“ (Nimmt den Revolver.) „Run setz Dich nieder.“

Jim (der wild auf Austin gestiert hat): „Mein Gott, das ist der Bursche von Rechtsanwalt!“

Helene: „Ja, er ist es.“

Austin: „Was soll das alles bedeuten?“

Helene: „Sieh diesen Mann an.“

Austin (aufstehend): „Warum?“

Helene: „Kennst Du ihn nicht?“

Austin: „Nein.“

Helene: „Sieh schärfer hin.“ (Dreht das Licht an.) „Hast Du ihn niemals vorher gesehen?“

Austin: „Nicht, daß ich wüßte. Wie ist sein Name?“

Helene: „Ich weiß es nicht.“ (Zu Jim): „Wie heißen Sie?“

Jim: „Hm!“ (Zögernd): „Ausfindig machen könnte er es doch.“

Jim Taraday.

Austin: „Taraday — es klingt mir bekannt.“

Jim (grimmig): „Sie haben den Trick bei vielen probiert, wie es scheint.“

Austin (zu Helene): „Was meint er damit?“

Jim: „Erinnern Sie sich des Schweiternhospitals? Einem Mann war sein Auge ausgebrannt bei der großen Explosion.“

Austin: „Oh!“

Jim (höhnisch lächelnd): „Oh, ja!“

Austin: „Sie sind der Mann?“

Jim: „Ich bin der Mann.“

Helene: „Harvey, Du hast diesem Mann einige Papiere zur Unterschrift vorgelegt?“

Austin: „Ja, ich erinnere mich.“

Helene: „Sagtest Du ihm, was darin stand?“

Austin (zögernd): „Warum?“

Helene: „Antworte mir, bitte.“

Austin: „Warum, meine Liebe?“

Helene: „Sagtest Du ihm, was darin stand?“

Austin: „Aber, meine Liebe, es war nicht meine Aufgabe, ihm das zu erzählen.“

Helene: „Oh!“

Austin: „Ich vertrat die Firma.“

Helene: „Ich verstehe.“

Austin: „Es war keine Sache, nachzusehen, was darin stand.“

Helene: „Harvey! Dieser Mann mit einem ausgebrannten Auge und noch im vollen Schreck über den Unfall!“

Austin: „Meine Liebe, Du verstehst nicht —“

Jim (wild): „Sie ließen mich das nicht selbst herausfinden. Sie haben mich belogen!“

Helene: „Mindestens liehest Du zu, daß er irregeleitet wurde. Du sagtest ihm nicht die ehrliche Wahrheit darüber, was das Papier für ihn bedeutete, und was die Wirkung sein würde, wenn er es unterschrieb.“

Austin: „Meine Liebe, das verstehst Du nicht. Ich konnte das nicht tun. Ich war der Vertreter für die Interessen der Firma.“

Helene: „Und das ist die Art der Geschäfte, die Du für sie zu leisten hast?“

Austin: „Diese Art Geschäfte müssen gemacht werden. Ich kann es nicht ändern, — obgleich ich wünschte —“

Helene (wild auffahrend): „Du hast das schon mal getan, und Du wirst es wieder tun!“

Austin: „Meine Liebe —“

Helene: „Und Du nimmst Geld dafür? Du bringst das Geld zu mir nach Hause? Und Du sagst mir niemals, wie Du es erworben hast! Du machst mich zu Deiner Mitschuldigen!“

Austin: „Helene!“

Helene: „Das war es, womit Du Dir Deine Stellung erwarbst! Das war es, womit Du zu mir kamst und prahltest! Das war es, wovon wir heirateten! Das Geld — Blutgeld —, das Du dafür erzieltest, diesen Mann zu betrügen, diesen armen, hilflosen Arbeiter, um sein Recht und um alles, was er besaß in der Welt!“

Austin: „Meine Liebe, Du bist außer Dir, Du verstehst nichts von Geschäften!“

Helene: „Ich verstehe alles, ein Kind könnte es verstehen. Nur Du — der aufstrebende, junge Rechtsanwalt — der versieht's nicht. Harvey! Harvey! Weißt Du, was Du diesem Manne getan hast — was Du und ich zusammen ihm getan haben? — Wir haben sein Leben zerstört! Wir haben ihn ins Verderben gestürzt. Wir haben seine Frau und seine Kinder gemordet. Wir haben ihn zu einem Vagabunden, zu einem Verbrecher gemacht. Wir sind auf seine Kosten emporgestiegen. Wir haben unser Glück aus seinem Blute aufgebaut. Dieses Haus, diese Möbel, diese Gemälde, all dies Schöne, und dieser ganze Komfort, — all' dies haben wir ge-

mlingz aus seinen Tränen, aus seinen Schmerzen, aus dem Leben seines Weibes und seiner beiden Kinder. Und Du hast das für mich getan, Du hast die Schuld auf mein junges Leben geladen, eine Schuld, die ich durch die Welt tragen muß, bis daß ich sterbe."

Austin (sich zu ihr neigend): "Helene!"

Helene: "Nein, rühre mich nicht an. Sprich mit ihm. Mit ihm hast Du zu tun. Was hast Du ihm zu sagen? Denke nicht an mich!"

Austin: "Meine Liebe, nimm Vernunft an."

Helene: "Was hast Du ihm zu sagen? Das ist es, was ich wissen will. Harvey! Begreift Du nicht, es ist Dein Charakter, der jetzt gerichtet werden soll?"

Austin: "Es kann so schlimm nicht sein, wie Du sagst."

Helene: "Warum nicht? Finde einen Ausweg!"

Austin (nach einer langen Pause zu Jim gewendet): "Tarabah!"

Jim: "Run?"

Austin: "Ist es wahr, was meine Frau sagt?"

Jim: "Es ist wahr!"

Austin: "Haben Sie keinen Schadenersatz von der Gesellschaft erhalten?"

Jim: "Haben Sie das nicht auf diese Art selbst besorgt? Wofür wurden Sie denn bezahlt?"

Austin: "Und hatten Sie kein Geld gespart?"

Jim: "Meine Familie mußte davon leben."

Austin: "Und konnten Sie nicht zu Ihrer Arbeit zurückkehren?"

Jim: "Bis die Fabrik geschlossen wurde, ja."

Austin: "Oh, das ist es, das vergaß ich."

Jim: "Hm!"

Austin: "Das ist sehr schlimm, dann muß ich etwas für Sie tun."

Jim: "Werden Sie mir Frau und Kinder wieder ins Leben zurückrufen?"

Austin: "Oh, Ihre Familie starb. Mein Gott, das ist schrecklich." (Pause.) "Tarabeh, ich kanns nicht ändern, was soll ich tun? Hören Sie mich an, Mann. Sie sehen, wie unglücklich meine Frau ist. Sie wollen mir die Sache doch nicht unmöglich machen, nicht wahr?"

Jim: "Ich tue doch nichts dazu."

Austin: "Seien Sie vernünftig und lassen Sie mich den Fehler gut machen. Wir sagen nichts über dies hier, über heute Nacht. Wir beginnen von neuem, und ich will versuchen, Ihnen gute Arbeit zu verschaffen."

Jim: "Hm!"

Austin: "Wollen Sie das? Ich bin wirklich traurig darüber. Und vielleicht kann ich Ihnen für den Anfang etwas Geld geben." (Nimmt die Börse heraus.)

Jim: "Tun Sie Ihr Geld weg. Sie haben da kaum so viel, als ich von der Gesellschaft zu bekommen hätte."

Austin: "Oh, das ist's; nun mag sein, das ist gerecht. Auf dieser Basis will ich es mit Ihnen ordnen."

Jim: "Und wie steht es mit den anderen, he?"

Austin: "Den anderen?"

Jim: "Mit denen Sie das gleiche Spiel getrieben haben. Wie steht's mit Daniel Kearney, der sein Leben am nächsten Tage verlor, und Sie und die übrigen Häufliche der Gesellschaft drehten die Sache so, daß seine Witwe nicht beweisen konnte, wie es kam, daß er sein Leben lassen mußte!"

Helene: "Harvey!"

Jim: "Ja, Madame, das haben sie getan, und es war nicht das erste Mal und auch nicht das letzte. Und sie haben sich Richter gekauft und Geschworene, ja wohl! Ich glaube, es gibt kaum eine schmutzige Arbeit, an der sich nicht die Empire Stahl Gesellschaft in dieser Stadt schon versucht hätte! Und Sie können darauf wetten, daß ihre schlauen, jungen Rechtsanwälte jedesmal das Spiel kennen. Sie tun mir leid, Madam, Sie meinen es gut, und ich würde Ihnen gern einen Gefallen tun. Aber ich habe zu viel erfahren von dieser Gesellschaft, und kenne ihre Art. Ich will mich nicht duden und ihre Hand leden, nicht für irgend eine Bezahlung. Ich bin heruntergekommen, zum Vummier geworden, gewiß, aber so tief bin ich noch nicht gesunken, daß ich den Wert meines Weibes und meiner beiden Kleinen ausgerechnet hätte und die Rechnung einreichen könnte. Ich glaube, ich bleibe auf der Landstrafe liegen und lasse es darauf ankommen. Ich werde wohl schließlich im Gefängnis landen, aber manchem Mann, der besser als ich war, ist es ebenso ergangen. Na, ich denke, ich gehe, und wir begraben die Sache." (Wacht sich auf, um zu gehen.)

Helene: "Harvey!"

Austin: "Meine Liebe —"

Helene: "Ist das alles, was Du ihm zu sagen hast? Wißt Du ihn gehen lassen?" (Zu Jim gewendet): "Hören Sie mich an. Sie haben recht. Wir können nicht mehr ungeheuer machen, was wir getan haben. Wir können Ihnen keinen Ertrag leisten. Aber wir müssen wenigstens tun, was wir vermögen. Wir dürfen dem Bösen nicht seinen Lauf lassen. Sie selbst haben nicht das Recht so zu handeln, Sie haben kein Recht, Ihr Leben aufzugeben."

Jim: "Ich verstehe, was Sie meinen, Madam, und Sie tun mir leid; ich würde Ihnen gern helfen, wenn ich könnte. Aber es ist zu spät — ich weiß das. Da ist keiner, der mich retten könnte. Ich bin verkauft, verkommen. Ich kann nicht mehr anders, wenn ich

auch wollte. Und ich sehe gar keinen Grund, anders zu wollen. Mit mir ist's vorbei."

Helene (ihre Arme erhebend): "Aber was kann ich tun?"

Jim: "Sie können auf die achten, die noch nicht herunter gekommen sind. Passen Sie auf jene auf, die Ihr Mann und die anderen Häufliche der Gesellschaft morgen betrügen werden."

Helene: "Nein!" —

Jim: "Oh, die machen das! Ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie werden ihn veranlassen, das aufzugeben, aber die haben bald einen anderen Mann an seiner Stelle. Das ist wie eine Maschine, 's geht immer weiter. Ja, und Sie selbst werden auch nicht alles tun, was Sie sich jetzt vornehmen. Sie überlegen sich's noch und werden dann nicht so weit gehen wollen."

Helene: "Nein! Nein!"

Jim: "Ach, das können Sie nicht ändern. Sie stecken nun mal in dem Geriebe drin. Es ist Ihre Klasse, zu der Sie gehören. Ihr könnt reden und bedauern, aber Ihr könnt nichts ausrichten. Ihr müßt eure Häuser haben und eure feinen Kleider, und könnt ohne diese nicht leben. Es nützt nichts, wenn Ihr es auch anders versucht. Und das bedeutet, daß Ihr auf Kosten meiner Klasse leben müßt! Auf unseren Rücken reitet Ihr! Und so weit ich sehen kann, ist es ganz gleichgültig, wie Ihr uns reitet. Sie werden vielleicht Ihren Mann veranlassen, sich eine andere Stellung zu suchen, aber er wird daselbe auf eine andere Art machen. Sie finden es nur nicht gleich raus. Aber auf welche Art er auch sein Geld verdienen mag, es kommt von mir und meinesgleichen. Sehen Sie, ich tue die Arbeit, — ich bin der Mann da unten —, ich mache alle die guten Sachen und Ihr bekommt sie." (Pause.) "Blinnig' Euch viel Glück!"

Helene: "Sie sind grauam!"

Jim: "Nichts dergleichen! Ich habe Ihnen bloß die Tatsachen ausgezählt. Sie tun mir leid, Ich würde für Sie alles tun." (Streckt seine Hände aus.) "Sehen Sie, was ich getan habe. Ich habe Ihnen das Leben Ihres Mannes geschenkt."

Helene: "Oh!"

Jim: "Ja wohl, grade das! Sie wissen nicht, wie oft ich geschworen habe, ihn umzubringen, sobald ich ihn sehe, das Leben aus ihm herauszuwürgen, wenn ich ihn jemals wieder finden sollte. Halb betrunken sag ich oftmals da, und brütete darüber. Mein Gott, ich schwor es sogar beim Andenken meines lieben kleinen Jungen. — Und da habe ich einen Revolver, und Sie haben ihm den seinen genommen. Und ich erschieße ihn nicht! (Pause.) Ich überlasse ihn Ihnen. (Grimmig.) Bestrafen Sie ihn!" (Geht rechts hinaus.)

Austin (Streckt seine Arme nach seinem Weibe aus): Sie sinkt am Tische nieder, das Gesicht mit den Händen bedeckend. Der Vorhang fällt.

## Oper und Oratorium.

(Nach einem im Berliner Volksthor gehaltenen Vortrag von Dr. Alfred Guttman.)

Die neuzeitliche Musik ist rund 300 Jahr alt. Um's Jahr 1600 hatte die alte Musik ihren Höhepunkt erreicht; Palestrina verlorperte die höchste Vollendung jener Formen, die in der bezauberndsten Klangschönheit den Ruhm Gottes besangen. Nun aber wendeten sich neue Künstler, die erkannt hatten, daß eine weitere Steigerung der Musik in dieser Richtung nicht zu erwarten sei, einem völlig neuen Stoffgebiet zu. An Stelle frommer Psalmen vertonten sie nun die Götter- und Heldensagen des klassischen (heidnischen) Altertums. Und die notwendige Folge dieser Umwälzung war eine völlig neue Form der musikalischen Ausdrucksweise. Die alte Kunst hatte sich komplizierter Form bedient, und erst durch den gleichzeitigen Zusammenklang vieler einzelner menschlicher Stimmen, deren jede eine besondere Melodie sang, die vom Komponisten beabsichtigte Wirkung erzielt. Die neuen Pflanzsücker wollten die Person des einzelnen ausübenden Sängers in den Vordergrund treten lassen, indem sie ihn die Verkörperung des Helden oder Gottes nicht nur gefänglich, sondern auch darstellerisch ausführen ließen. Kam es in der alten Musik nicht sonderlich viel darauf an, daß die Worte der Sänger verstanden wurden (ja, war dies zum Teil sogar unmöglich, weil in mehrstimmigen Gesängen die Einzelnen zur selben Zeit oft verschiedene Worte zu singen hatten), so mußte nunmehr auf die größte Deutlichkeit geachtet werden, wo ein einzelner Sänger den Zuhörern (die jetzt auch zugleich Zuschauer geworden waren), Dinge übermitteln sollte, deren Kenntnis für das Verständnis der Entwicklung der dramatischen Handlung durchaus notwendig war. Daher mußten die neuen Opernkomponisten auf alle jene alten Kunstformen zugunsten der Deutlichkeit und Eindringlichkeit verzichten. Sollte die Oper also die Konkurrenz mit der alten, von der Kirche protegierten Kunstform aushalten können, so mußte sie auf neue Ausdrucksmittel fassen. Und sie fand diese in folgendem: einmal trat die neue, einstimmige Melodie aus den scharf umgrenzten Formen der alten Kirchentönenarten als Rezitativ (Sprechgesang) heraus und wurde so frei von jener Einengung. Sie konnte sich nun in kühnen, neuartigen Ausdrucksmitteln bewegen; sie wurde "chromatisch", wie der Fachmann sagt. Sodann erkannte man Abwechslungsreichtum; man ließ die Sänger im Zweigesang (Duett), im Wechselgesang (Dialog), im Einzelgesang (Monolog, Arie) ihre Künfte

zeigen. Schließlich gab man diesem Gesang eine ausdrucksvolle Umrahmung, indem man mit Musikinstrumenten (Lauten, Flöten, Orgel usw.) eine dem Charakter des Stücks und seiner Teile entsprechende Begleitung ausführte. Alles, was uns heute charakteristisch für unsere Musik erscheint, das finden wir also schon in dieser Zeit als deutliche Anlage der späteren Entwicklung, die ihren Höhepunkt in Richard Wagner gefunden hat.

Diese Bewegung ging von Florenz aus, griff aber bald in Italien, nachdem einer der bedeutendsten Komponisten (Monteverdi) sich auf diesem Gebiet betätigt hatte, weiter um sich. Und die katholische Kirche erkannte wohl, daß hier eine entwicklungs-fähige Neuerung geboren war. Anstatt sie also zu bekämpfen, versuchte sie vielmehr, diese Kunstform ihren Zwecken dienstbar zu machen. Hatte schon ein genialer Kardinal (Philippo Neri) zur Hebung der sinkenden Kirchenmusik künstlerisch bedeutende Musikaufführungen in römischen Vestibülen (auf italienisch „Oratorien genannt) veranstaltet, so übernahm man nun diese neuen Kunstformen direkt und setzte nur an Stelle von Göttern und Helden, von Zeus, Venus, Orpheus und Euridice fromme Euhole: man ließ Tugend und Laster, Furcht und Hoffnung und dergleichen in Person auf der Bühne auftreten, und so entstand das erste Oratorium, eine Mischung von Oper und Kirchenmusik. Es ist klar, daß der Hauptunterschied zunächst nur im Stoff bestand.

Erst allmählich trat eine Klärung des Unterschiedes ein: das Oratorium verzichtete auf die Bühne und siedelte sich auf dem Konzertpodium an; wenn also nun die Darstellung von Ereignissen geboten werden sollte, so bedurfte man einer Erzählung, wo die Oper dem Zuschauer das lebendige Bild des Geschehens vor-täuschte. Zum „Erzähler“ wurde so ein Sänger, der in wenigen Worten schilderte, was sonst auf der Bühne beinahe die Hauptsache war. So kam es notwendig dazu, daß an Stelle dieses Ausfalls künstlerischer Ertrag treten mußte. Der wurde erzielt, indem der Chor eine größere Rolle zuerzteilt erhielt, als er ihn in der Oper befaß. Dort hatten die Chorsänger, die natürlich weniger virtuos zu singen und schauspielerisch zu agieren verstanden als die „Solisten“, nur eine Nebenrolle zu spielen. Nur in Ruhepunkten des dramatischen Verlaufs kamen sie zu Worte und nur in kürzeren Stücken. Da auch sie auswendig singen und schauspielern mußten, so durfte ihre Aufgabe in musikalischer Hinsicht nicht kompliziert sein; so war der Chor das Stiefkind in der Oper. Anders im Oratorium: hier, wo kein schnelles dramatisches Fortschreiten der Handlung stattfand, gab es viele Ruhepunkte. Und da war es die Aufgabe des Chors, in breit ausmalenden Schilderungen Situationen, Empfindungen und selbst Geschehnisse wiederzugeben. Es ist klar, daß es sich hier um ähnliche Unterschiede handelt wie in der Dichtung: das Epos (etwa „Hermann und Dorothea“) entspricht dem Oratorium, das Drama der Oper. Der stoffliche Unterschied ist allmählich geringer geworden, es gibt weltliche Oratorien und geistliche Dramen. Rein äußerlich allerdings ist die Oper an die Bühne, das Oratorium an den Konzertsaal gebunden. Wie es aber auch Dramen gibt, die man fast lieber liest, als auf der Bühne sieht (wie den zweiten Teil des „Faust“), so gibt es Musikwerke, die ebenso auf der Bühne wie im Konzertsaal wirken, z. B. die „Legende von der heiligen Elisabeth“ von Liszt.

Es ergibt sich aus allem, daß eine scharfe Trennung zwischen Oper und Oratorium, — so deutlich die Unterschiede in den ausgesprochenen Hauptwerken zutage liegen —, doch nicht zu ziehen ist. Beide Formen gehen durch zahlreiche verbindende Zwischenglieder ineinander über, ähnlich wie auch in der Natur der Übergang zwischen Pflanze und Tier nur langsam erfolgt. Während das höchste Glied in der Tierreihe, der Mensch, von der Pflanze um eine Unendlichkeit entfernt ist, gibt es Wesen, von denen man auch heute nicht mit Sicherheit sagen kann, ob sie der Pflanzenwelt, ob der Tierwelt angehören. So gibt es auch oratorienartige Werke von so dramatischer Kraft, daß sie auf der Bühne eine starke Wirkung ausüben, und Opern von so feiner subtiler Ausführung, daß sie auch im Konzertsaal entzücken. Und nicht nur in der modernen Musik! Auch viele Werke von Händel sind szenisch ausgeführt worden oder aufführbar. Im „Bellsazar“ z. B. sind manche Stellen (wie die Flammenschrift an der Wand erscheint und andere) zweifellos direkt aus der Phantasie des Opernkomponisten geschaffen; auch die lebhafteste, dramatisch bewegte Art, wie in diesem Werk der Chor in die Handlung eingreift, weist auf die Bühne hin. Daß Hauptmann in den „Rebern“ ja geradezu den „Chor“ — die Masse des Volks — zum Träger der Handlung gemacht hat, sei noch nebenbei erwähnt.

## Kleines feuilleton.

### Astronomisches.

Eine Sternkarte. Abseits vom Tageslärm der Straßen, abseits von einer geräuschvollen Industrie vollzieht sich in stillen hellen Nächten ein Werk, an das die Astronomen von achtzehn über die ganze Erde zerstreuten Observatorien arbeiten: Eine photographische Sternkarte. Der im vergangenen Sommer in Paris abgehaltene sechste Kongreß der Sternkarte hat nun seine Verhandlungen veröffentlicht. Das wichtigste daraus be-

zieht sich auf den Stand des im Jahre 1887 von dem Admiral Mouchez, dem Direktor des Pariser Observatoriums, angeregten Werkes, für dessen Vollenbung eine vierzigjährige Arbeit vorgeesehen ist. Der ganze Himmelsatlas ist auf 22 064 Karten berechnet, nicht eingerechnet einen aus 11 127 mit Beobachtungen versehenen Nebelkarten bestehenden Katalog. Bis jetzt sind 2400 Karten aufgenommen und 2250 bereits veröffentlicht. Die an diesem gewaltigen Werk beteiligten Observatorien sind folgende: Oxford, Greenwich, Potsdam, Paris, Bordeaux, Toulouse, Gelsingfors, Rom, Catania, Sydney Perth Melbourne Kapstadt, Tacubaya, St. Fernando und Cordoba. Die Zahl der mit der Arbeit der Aufnahmen, der Entwicklung der Klischees, der Herstellung der Abzüge und dem Druck beschäftigten Personen beträgt rund tausend. Von den 150 Millionen Sternen, auf die die Welten des uns zugänglichen Teiles des Univerfums geschätzt werden, kommen etwa 50 Millionen, also etwa der dritte Teil auf die Sternkarte.

Die Arbeit vollzieht sich auf den genannten Observatorien in gleicher Weise. Wenn die Stadt im Schlaf versinkt und die gewöhnlichen Sterblichen von ihren Mühen ausruhen, betritt der Astronom den kuppelförmigen Raum, in dem der Äquatorialapparat auf einem festgemauerten Sockel montiert ist. Alle auf den 18 Observatorien zur Verwendung kommenden Apparate sind gleich. Es ist ein Doppelinstrument, dessen beide etwa 3½ Meter lange Rohre durch das Dach der Kuppel hindurch gegen den Himmel gerichtet sind. Das zur Beobachtung und zur Einstellung dienende Rohr mißt genau 3,60 Meter; das nur zur Photographie dienende Instrument 3,43 Meter. Das Objektiv des ersteren hat 25, das des letzteren 34 Zentimeter Durchmesser. Mit diesem Apparat kann der Astronom den Lauf sämtlicher Sterne mit Ausnahme der um den Pol herum vom Aufgang bis zu ihrem Untergang verfolgen.

Zunächst handelt es sich um die Einstellung des Instrumentes, eine um den Apparat rings herumlaufende Galerie ermöglicht es im Verein mit der Drehbarkeit der Kuppel, das Doppelinstrument mit Leichtigkeit nach jeder beliebigen Himmelsrichtung einzustellen. Der Apparat gehört trotz seines Riesenumfanges dem Grude einiger Finger. Sobald das Instrument genau auf die aufzunehmende Sterngruppe eingestellt ist, wird mit der Exponierung der Platten begonnen. Jede der Platten — es sind alle 16 zu 16 Zentimeter groß, bleibt 40 Minuten exponiert, während welcher der Astronom die Sterngruppe durch das Parallelrohr genau beobachtet. Dreimal wird die gleiche Platte exponiert, so daß infolge der während dieser Zeit vor sich gehenden Ortsveränderung der Sterne drei dicht nebeneinanderliegende Bilder jedes einflügeligen Sternes entstehen. Dies Verfahren wurde nach langen Versuchen ausgewählt, um Irrtümer, die infolge von Fehlern in der Platte entstehen konnten, unter allen Umständen zu vermeiden. Nach der Exponierung wird das Negativ unter den größten Vorsichtsmaßregeln entwickelt. Das Negativ wird zur Vervielfältigung auf Kupfer übertragen, und von diesem werden die Abzüge für die Karte und den Katalog gemacht.

Die Astronomen in Europa und Afrika arbeiten genau zur selben Stunde und wenn sie beim Herannahen des Morgens ermüdet den Apparat verlassen, dann beginnen die „Kollegen“ bei den Antipoden in den Observatorien von Uruguay und Argentinien ihre Kartenarbeit.

Es sind wunderbare Gebilde, die aus den Händen dieser Astronomenphotographen hervorgehen. Ob es eine 16 zu 16 Zentimeter große mit unzähligen großen, kleinen und allerfeinsten hellen Punkten überdeckte einfache Sternkarte ist, die den leuchtenden Weltenraum des Univerfums darstellt, oder ob es sich um Einzelbilder handelt, wie um den aus Funken gewobenen Sternentanz der Lyra oder die rotierenden Lichtnebel im Perseus, immer sieht man davor wie vor den Wundern des Unendlichen.

Das Interessanteste an dieser Sternkarte ist, daß sie höchst wahrscheinlich sehr unzuverlässig ausfällt und eine Garantie für den derzeitigen Zustand in den Himmelsräumen auf keinen Fall bieten kann, mit anderen Worten, daß noch lange nicht gesagt ist, daß alle Sterne, die auf der Karte registriert werden, auch wirklich noch vorhandene Inventarstücke des Univerfums sind. Um dies zu begreifen, braucht man nur zu bedenken, daß das Licht der Sonne 8 Minuten 13 Sekunden bis zur Erde braucht, das Licht des der Sonne am nächsten gelegenen Sternes, nämlich des Alpha im Centauren aber bereits vier Jahre zu dieser Reife benötigt. Das Licht des Sirius braucht trotz der Geschwindigkeit eines Lichtstrahls von 75 000 Meilen in der Sekunde dennoch volle 16 Jahre und das des Polarsterns 40 Jahre. Andere Sterne senden ihre Lichtstrahlen in erst hundert, andere in erst tausend und andere erst in zehntausend Jahren bis zu uns herab. Es ist also ebenso leicht möglich, daß die jetzt aufgenommene Sternkarte Sterne noch nicht enthält, die existieren, wie es möglich ist, daß sie das Bild von Sternen wiedergibt, die bereits zu existieren aufgehört haben.

Nichts kann einem den Begriff der Unendlichkeit und des unendlichen Wechsels im Univerfum eher beibringen als die einfache Tatsache, daß es trotz 40jähriger Arbeit zahlreicher Gelehrten mit den genauesten Apparaten nicht möglich ist, eine wirklich zuverlässige Sternkarte herzustellen, und daß vor den ungeheuren Entfernungen des Weltraums auch die zu den ergaßtesten Wissenschaften gerechnete Astronomie nur annähernd exakte Resultate liefern kann.

Landgrebe.